



Die jungen Minderheitenaktivist*innen **Heline Ahmad**, **Isabel Frey**, **Ara Badrtarkhanian** und **Lara Guttmann** im Gespräch mit **Cornelia Kogoj** über ihr politisches Engagement, minoritäre Allianzen und die Zukunft des politischen Aktivismus.

Ende Jänner 2021 sind drei Schülerinnen und deren Familien nach Georgien bzw. Armenien abgeschoben worden. Wir kennen alle die bestürzenden Bilder aus den Medien, aber auch die Demonstrationen gegen diese Abschiebungen. Ara, du bist im Oktober 2014 von Syrien nach Österreich gekommen. Mittlerweile giltst du als gut „integriert“, studierst Internationale Entwicklung und schreibst gerade deine Masterarbeit über die Herausforderungen von geflüchteten Studierenden an Wiener Universitäten. Was geht dir durch den Kopf, wenn du diese Bilder siehst?

Ara Badrtarkhanian: Diese Bilder von den Abschiebungen waren sehr dramatisch. Sie haben mich sehr berührt und betroffen gemacht, denn ich hätte Tina sein können. Oder

meine Mutter hätte Tinas Mutter sein können. Wenn unser Asylantrag negativ entschieden worden wäre, wären wir abgeschoben worden. Immer wenn ich höre, dass Kinder abgeschoben werden – vor allem Kinder im schulpflichtigen Alter –, frage ich mich: Wo bleiben die Kinderrechte? Wo bleibt das Recht auf Bildung? Sie werden in ein Land abgeschoben, zu dem sie keinen Bezug haben. Denn Österreich ist ihre Heimat. Deshalb finde ich es absolut unmenschlich.

Wird man dadurch wieder auf die eigene Geschichte zurückgeworfen? Oder anders gefragt: Wird man von außen wieder auf jemanden reduziert, der geflüchtet ist? Regt sich da so etwas wie Widerstand in dir?

Badrtarkhanian: Natürlich. Ich finde, dass der Begriff „Flüchtling“ sehr negativ behaftet ist. Die Ge-

flüchteten werden immer wieder auf ihren Flüchtlingsstatus reduziert. Das führt dazu, dass man sich immer rechtfertigen und erklären muss. Was Menschen ausmacht, sind ihre Fertigkeiten, ihre Lebenserfahrungen, ihre sozialen Hintergründe. Natürlich lösen negative Zuschreibungen etwas in einem aus, man nimmt eine Widerstandshaltung ein und sagt: Nein, wir wollen in erster Linie als Menschen gesehen werden! Jede Person vertritt sich selbst und hinter jedem Menschen liegen eigene Geschichten und Schicksale. Wir wollen nicht als Kollektiv gesehen und in eine Schublade geworfen werden. Was uns ausmacht, sind unsere persönlichen Geschichten.

Aber ermöglicht diese gemeinsame Geschichte der Diskriminierung nicht auch ein gemeinsames Vorgehen gegen die Zuschreibungen, die du jetzt geschildert hast?



Badrtarkhanian: Selbstverständlich, Diskriminierung verbindet uns alle. Ich komme aus Syrien und bin ein Geflüchteter, das gehört zu meiner Geschichte. Die Flucht war mein Schicksal, ein unabwendbares Ereignis wie der Krieg, das viele getroffen hat. Aber die Art und Weise, wie ich den Krieg erlebt und welche Erfahrungen ich gesammelt habe – auch die Erfahrungen auf dem Fluchtweg –, das ist meine individuelle Geschichte. In den Aufnahmeländern werden wir jedoch – vor allem in den Boulevardmedien – auf den Flüchtlingsstatus reduziert. Erst viel später wird gefragt, was hinter diesen Menschen steht.

Stichwort Identität: Isabel, du singst jiddische Revolutions- und Arbeiter*innen-Lieder, hast letztes Jahr bei der Wien-Wahl für die LINKS-Partei kandidiert und deine Umdichtung des anti-zaristischen Protestliedes „Daloy Politsey / Nieder mit HC“ ist zur Hymne der Donnerstagsdemos avanciert. Was hat dein politisches Engagement mit deinem jüdischen Background zu tun? Und wie stehen beide zueinander?

Isabel Frey: Ja, das ist eine gute Frage. Eine der Konfliktzonen in meinem Leben war die Frage: Wie kann ich meine jüdische Identität mit meiner politischen verbinden. Lange Zeit war das für mich nicht schlüssig. Das liegt auch daran, dass ich hier in Wien in einer säkularen jüdischen Familie aufgewachsen bin, teilweise aber auch praktizierend. Gleichzeitig war ich in

einer sozialistisch zionistischen Jugendgruppe, die sehr wichtig für mich war. Ich bin dann nach der Schule mit einigen aus der Gruppe für ein Jahr nach Israel gegangen. Dort habe ich mich sehr tiefgehend mit dem Nahostkonflikt auseinandergesetzt und mich wiederum vom Zionismus distanziert. Dann bin ich nach Amsterdam gegangen, bin dort politisch sehr aktiv geworden. Später war ich Teil von Uniprotesten, Hausbesetzer*innen- und antirassistischen Bewegungen. Die Ablöse von den Narrativen, mit denen ich aufgewachsen bin – sei es in der zionistischen Jugendbewegung oder in meiner wirtschaftsliberalen Familie –, war ein langer, teilweise auch schmerzhafter Prozess. Es hat sich so angefühlt, als wäre das alles nicht vereinbar: In meiner politischen Heimat musste ich von meiner jüdischen Identität Abstriche machen und umgekehrt.

Und dann bin ich auf die Tradition der jiddischen Revolutionslieder gestoßen. Aber nicht nur auf die Lieder an sich, sondern auch auf andere Sänger*innen, die das Linke, das Jüdische und das Revolutionäre zusammendenken. Das war für mich eine ganz wichtige Erfahrung, um zu verstehen, dass ich eine Kontinuität in meinem Dasein habe.

Historisch gesehen wanderten die jüdischen Gemeinden in Europa und auch in Amerika immer weiter nach rechts. Es gab aber auch eine explizit revolutionäre Tradition. Und mein Projekt ist es, diese Tradition weiterleben zu lassen – auf eine Art und Weise, wie es für das 21. Jahrhundert passt.

Das war toll, bei den Donnerstagsdemos auftreten zu können. Ich habe

mir oft gedacht, was sich diejenigen, die dieses Lied geschrieben haben, wohl denken würden, wenn sie wüssten, dass es heute gegen Heinz-Christian Strache gesungen wird. Denn es ist ja ein Protestlied, das sich vor über hundert Jahren gegen Zar Nikolaj gerichtet hat.

Das heißt, du greifst auf die Tradition der jiddischen Widerstandslieder zurück und transformierst sie in die Gegenwart?

Frey: Ja genau, aber nicht nur. Ich begeistere mich einfach sehr für die jiddische Sprache und Kultur. Ich lerne Jiddisch und habe auch begonnen, Gedichte zu vertonen. Man glaubt immer, Jiddisch sei tot. Aber es gibt eine sehr lebendige Szene an Leuten, mit denen ich diese Begeisterung teile. Mit jiddischen Liedern öffentlich aufzutreten, ist schon politisch an sich. Trotzdem wird die öffentliche Debatte von den immer gleichen Themen und Denkmustern überschattet. Und gerade in Österreich redet man mehr über Juden und Jüdinnen, als mit Juden und Jüdinnen.

Du hast mir jetzt ein schönes Stichwort gegeben, nämlich das „Sprechen über eine Minderheit“. Derzeit gibt es nicht zuletzt durch die Black Lives Matter-Bewegung wieder eine starke Diskussion der Frage „Wer spricht?“ und „Wer spricht in wessen Namen?“. Meine Frage an dich, Lara, als Co-Präsidentin der Jüdischen österreichischen

Hochschüler*innen: Gibt es diese Diskussion auch innerhalb der jungen jüdischen Community?

Lara Guttman: Ja, und ich finde es auf jeden Fall ganz wichtig, dass man die Menschen selbst über ihre Erfahrungen und Erlebnisse sprechen lässt. Und wie Isabel und Ara schon gesagt haben: Wenn man einer Minderheit angehört, wird man nicht mehr als einzelner Mensch gesehen, sondern als Teil von etwas Ganzem. Die Erwartung von außen ist, dass man dieses Ganze vertritt, aber auch davon vertreten wird. Deshalb finde ich es so wichtig, dass man die betroffenen Personen selbst sprechen lässt, sie aber gleichzeitig nicht nur als Teil von etwas sieht. Man muss wissen, dass es auch innerhalb von Minderheiten unterschiedliche Meinungen gibt.

Ich erlebe ganz oft, dass über Juden und Jüdinnen gesprochen wird. Und oftmals auch – das ist hier in Österreich sehr interessant – fast etwas ehrfürchtig. Denn man redet von „jüdischen Mitbürgern“. Das Wort Jude oder Jüdin traut man sich nicht, in den Mund zu nehmen. Das hat etwas Degradierendes, weil man Jüd*innen erst recht wieder nicht als einen Teil von Österreich sieht, sondern nur als etwas, das „mitkommt“ und „mitgeht“. Und bei der Bekämpfung von Antisemitismus und Rassismus ist wirklich das Allerwichtigste, genau hinzuhören, was die Betroffenen zu sagen haben.

Welche Rolle spielen in diesem Zusammenhang die Solidarität der Mehrheitsgesellschaft und „minoritäre Allianzen“, also der Zusammenschluss von unterschiedlichen Minderheiten?

Guttman: Ich bin davon überzeugt, dass es wahnsinnig wichtig ist, dass Minderheiten miteinander aufstehen, da viele Probleme zusammenhängen: So geht Rassismus sehr oft mit Antisemitismus und Sexismus Hand in Hand. Die Erfahrungen in diesem Zusammenhang sind oft ähnliche. Gerade deshalb glaube ich,

dass es wichtig ist, dass auch andere Minderheiten aufstehen und sagen: „Nein, so geht das nicht!“ Natürlich muss das auch von der Mehrheitsgesellschaft kommen.

Und weil wir vorhin über politischen Aktivismus gesprochen haben: Wenn du in deinem Leben Diskriminierung erfahren hast, bist du oftmals gezwungen, politisch aktiv zu werden. Ich als Jüdin bin gezwungen, Antisemitismusexpertin zu sein. Wenn ich in der Öffentlichkeit spreche, dann meistens über Antisemitismus. Es ist auch wichtig, dass meine Stimme gehört wird. Aber natürlich würde ich manchmal lieber auch über andere Themen sprechen. Das ist etwas, das ich mir nicht aussuchen konnte. Und so wie mir geht es vielen Menschen, die von Diskriminierung betroffen sind. Darum ist es erst recht wichtig, dass man Allianzen bildet.

Frey: Noch etwas zu dem, was du, Lara, eben angesprochen hast, nämlich wie diese Diskriminierungsformen zusammenhängen: Was mich als jüdische, antirassistische Aktivistin sehr beschäftigt, ist die Unterscheidung zwischen Antisemitismus und anderen Formen von Rassismus. Ich beschäftige mich historisch und wissenschaftlich damit und versuche zu verstehen, woher diese strikte Trennung kommt. Ich glaube, Antisemitismus ist eine spezifische Form des Rassismus. Nichtsdestotrotz ist er eine Form des Rassismus. Und deshalb hängen beide auch zusammen. Gegenwärtig werden in Europa verschiedene Minderheiten extrem stark gegeneinander ausgespielt, wie das etwa bei Muslim*innen und Jüd*innen gemacht wird. Das würde ich als selektiven Rassismus bezeichnen. Also wenn man sich aussucht, mit welchen Minderheiten man solidarisch ist und mit welchen nicht. Diskriminierungsformen überschneiden sich nicht immer hundertprozentig und es gibt Konflikte zwischen Minderheitengruppen, die verhandelt werden müssen. Solidarität ist harte Arbeit, aber machbar und unabdingbar für eine antirassistische Arbeit.

Zurück zum politischen Aktivismus: Es gibt ja ganz unterschiedliche Formen, Minderheitenrechte einzufordern, wie etwa auf die Straße zu gehen oder wie Isabel mit jiddischen Protestsongs aufzutreten. Du, Heline, engagierst dich in NGOs. Du arbeitest neben deinem Studium als Anti-Rassismus-Trainerin in Schulklassen für die „asylkoordination österreich“. Zusätzlich engagierst du dich in der Organisation „Action on Child Early and Forced Marriage“, in der es um Empowerment und Stärkung von Mädchen und jungen Frauen in Bezug auf die Zwangsheirat geht. Was war für dein politisches Engagement ausschlaggebend? Hat das auch etwas mit deiner Identität als österreichische Kurdin zu tun?

Heline Ahmad: Auf jeden Fall! Meine kurdische Identität zieht sich durch alle Projekte, in denen ich tätig bin, auch bei der Wahl meines Studiums. Es hängt alles miteinander zusammen. Das ist ja auch das Interessante. Ob bei Jüd*innen oder Muslimin*innen – die Sensibilisierung gegenüber anderen Minderheitengruppen, die auch gesellschaftliche und strukturelle Diskriminierung erfahren, ist auf jeden Fall vorhanden. Wichtig ist aber auch, den intersektionellen Aspekt nie außer Acht zu lassen. Besonders wenn es um Rassismus, Antisemitismus und die Rechte von LGBTIQ+ oder auch um Frauenrechte geht. Ich finde wichtig, was ihr beide, Lara und Isabel, gesagt habt: Personen, die Diskriminierungserfahrungen machen, müssen sich selbst äußern können. Gleichzeitig finde ich aber auch, dass es nicht unbedingt die persönliche Erfahrung als Minderheitenangehörige braucht, um sich öffentlich zu Wort zu melden. Denn es liegt auch in der Verantwortung der Mehrheit, diese Themen nicht nur den Minderheiten zu überlassen. Die Mehrheitsgesellschaft profitiert von der strukturellen Diskriminierung

und Unterdrückung von Minderheiten, also muss sie auch dagegen ankämpfen.

Das bedeutet, nicht nur Identitätspolitik ist wichtig, sondern auch Solidarität mit Minderheiten von Seiten der Mehrheitsgesellschaft.

Ahmad: Ja, Solidarität, aber auch ein aktives Antidiskriminierungsverhalten. Dass man sich aktiv mit Antidiskriminierung auseinandersetzt und sich das notwendige Wissen aneignet. Argumente und Forderungen von Aktivist*innen gibt es ja genug und sie bieten auch eine gute Basis für künftige strukturelle und institutionelle Veränderungen. Dennoch schreiten diese Veränderungen nur langsam voran.

Es gibt - wie wir gehört haben - eine lange Tradition des jüdischen Widerstands und auch Kurd*innen können auf historische Widerstandsformen zurückgreifen. Wie sieht aber politisches Engagement und Widerstand für jemanden aus, der erst vor kurzem als Geflüchteter ins Land gekommen ist und sich hier ein neues Leben und eine Existenz aufbauen möchte? Ara, kann man es sich da überhaupt leisten, auf die Straße zu gehen?

Badrtarkhanian: Ja, man kann es sich leisten, wenn man an die Notwendigkeit der Gegenwehr glaubt. Ich war selbst mehrmals bei Demos und habe durch meine Präsenz Solidarität gezeigt. Es ist einfach wichtig, laut zu sein, um Änderungen und Verbesserungen zu fordern. Und zu sagen: Nein, hier funktioniert etwas nicht gut. Gesetze schaffen die Rahmenbedingungen und es sind ja auch Menschen, die diese entwerfen und beschließen. Das heißt im Endeffekt: Alles hängt von Menschen ab. Und ja, wir können Widerstand leisten. Obwohl ich erst ganz kurz hier bin, habe ich schon Widerstand gegen Zustände geleistet, die für mich unakzeptabel waren.

Wie seht ihr denn die Zukunft des politischen Aktivismus?

Guttman: Aktivismus ist sehr wichtig und ich glaube, dass man damit schon sehr früh beginnen muss. Nicht erst, wenn es zu Anschlägen und anderen rassistischen und antisemitischen Vorfällen kommt. Man muss eine Gesellschaft schaffen, die solche Sachen nicht akzeptiert. Man sieht das jetzt bei den Corona-Demos, bei denen viele Verschwörungstheorien neuen Aufwind erleben. Die Gesellschaft lässt da sehr viel zu. Gerade Verschwörungsmymen beruhen auf einer antisemitischen und rassistischen Sprache. Und wenn Betroffene sagen, dass es ein Antisemitismus-Problem gibt, dann muss das ernst genommen werden. Nur so kann man etwas verändern.

Ahmad: Ja, meistens werden diese Verschwörungstheorien über Social Media weiterverbreitet. Aber Soziale Medien sind gleichzeitig auch eine Plattform von politischen Debatten und bieten gute Möglichkeiten, sich zu informieren. Zum Beispiel konnte man auf Instagram sehr schnell fundierte Information über die Black Lives Matter-Bewegung bekommen. Zudem bieten sie Aktivist*innen die Möglichkeit, sich effektiv zu organisieren. Social Media-Aktivismus wird uns auch in Zukunft stark begleiten. Gleichzeitig müssen wir neue Methoden des Aktivismus entwickeln und innovativ sein, auch wenn es darum geht, die Mehrheit abzuholen.

Badrtarkhanian: Ich glaube, dass es Rassismus immer geben wird. Die Frage ist, wie können wir die Betroffenen dazu ermutigen, laut darüber zu sprechen. Meistens ist das ja so, dass man Rassismus im Alltag erlebt, sich aber dazu nicht äußert. Ich rate Menschen, die neu in Österreich sind und Rassismus im Alltag erfahren, sich an die zuständigen Stellen wie beispielsweise ZARA zu wenden. Ich ermutige sie, keine Angst zu haben, ihre Erfahrungen mitzuteilen. Denn nur durch gut dokumentierte Geschichten können Maßnahmen gegen Rassismus und Diskriminierung gesetzt werden. Daher ist es wichtig, lauter zu werden.

Und wie kann dieses Lauterwerden in Zukunft aussehen?

Frey: Noch einmal zu dem, was ich vorhin über Solidarität gesagt habe, und zwar, dass Solidarität harte Arbeit ist: Da geht es nicht mehr „nur“ um die antirassistische Solidarität, sondern auch um ganz viele andere gesellschaftliche Überschneidungen. So etwa um die Frage, wie ökonomische Unterdrückung und Ausbeutung mit Rassismus zusammenhängen. Für mich ist das ein Jahrhundertprojekt und ich möchte verstehen, was die Position von linken Jüdinnen und Juden heute in einer breiten antirassistischen Bewegung sein kann. Es geht dabei aber auch um Kämpfe gegen das Patriarchat, für die Gleichberechtigung von Frauen oder gegen ökonomische Ausbeutung. Es reicht nicht, diese einfach nur nebeneinander zu stellen, sondern es geht darum, die Zusammenhänge zu verstehen. Eines der wichtigsten Themen heute ist die Solidarität mit Flüchtlingen. Und da fehlt es auch an Antworten, was wir machen können. Wie zum Beispiel jetzt bei Moria. Es gibt zivilgesellschaftlichen Widerstand, aber es fehlt ein Fahrplan, um gegen so mächtige Strukturen wie ein europaweites Grenzregime ankämpfen zu können.

Helene Ahmad [26] hat einen Bachelor in Politikwissenschaft und ist Masterstudentin am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien. Sie ist Antirassismus-Trainerin bei der „asylkoordination österreich“ und engagiert sich in der Organisation „Action on Child Early and Forced Marriage“.

Ara Badrtarkhanian [29] ist Masterstudent am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien und Mitarbeiter beim Österreichischen Integrationsfonds. In der Publikation „Perspektiven der österreichischen Migrationsgeschichte“ (2019) hat er den Text „Die Außenansicht und Selbstwahrnehmung syrischer Flüchtlinge aus der Sicht eines Betroffenen“ veröffentlicht.

Isabel Frey [26] ist Doktorandin an der Universität für Musik und darstellende Kunst. Sie ist Sängerin von jiddischen Revolutions- und Widerstandsliedern, forscht unter anderem in Ethnomusikologie und Jewish Studies und hat letztes Jahr bei der Wien Wahl für die LINKS-Partei kandidiert.

Lara Guttman [21] studiert im 5. Semester Medizin an der Universität Wien und ist seit September 2020 Co-Präsidentin der Jüdischen österreichischen Hochschüler:innen.